

Noch einmal: worum es geht

Abschiedsfest LändteWG 28.2.03

Meine Rede hat zwei Teile: einen ersten, ernsten Blick zurück, einen zweiten, zornigen Blick voran.

Ein ernster Blick zurück

Stellt Euch vor, wie Ihr damals wart, vor 5, 10 Jahren, als Ihr anfangt, nachzudenken, die Augen aufmachtet, als Ihr anfangt, die Welt anzusehen, Euch über Euren Platz darin klarzuwerden, als Ihr anfangt, um Euch herumzuschauen, als Ihr merktet, dass Ihr nicht alleine wart, aber doch nichts mit den anderen anzufangen wusstet, als Ihr rausfielt, aus dem Kinderbett, auf den harten kalten Boden, und nur noch diesen harten kalten Boden wolltet, als Euch nur noch schlecht war, vor Wärme und Liebe, und Ihr anderes wolltet, ganz anderes, ohne zu wissen, was, wann, wo und wie genau, als Ihr nur an Morgen dachtet, und der Morgen alles war, das Gestern nichts für Euch.

Seht Ihn vor Euch, diesen Menschen, der Ihr damals wart, seht ihm in die Augen und merkt, wie ernst er ist. Es ist ihm ernst, diesem Blick, tödlich-heilig ernst. Es ist ihm so ernst, diesem Menschen, dass er alles, aber auch wirklich alles für diesen Ernst geben würde. Was für ein Idiot, der das erste Mal von unbeschwerter Kindheit sprach. Die Kindheit, die Ihr in den Augen des Menschen seht, der Ihr einmal wart, ist nicht unbeschwert, sie ist nicht jugendlich, sie ist vor allem eines: ernst.

Meine Botschaft ist: An diesem Ernst müsst Ihr Euch messen, vor diesem Ernst müsst Ihr bestehen, wenn es gut sein soll mit Euch.

Diese Augen müsst Ihr, müssen wir ernst nehmen. Es ist unvorstellbar, Ihnen das zu bieten, was man damals für Euch übrig hatte. Dieses kleine, amüsierte Lächeln, dieser mitleidvolle Blick: stellt Euch vor, wie Ihr sie damals hasstet! Nein, nicht lächelnd, nicht mitleidvoll, nicht belustigt, sondern ernst, aufrichtig ernst müssen wir diesen Augen entgegenblicken. Denn dies ist es, was wir diesen Augen schulden: den heiligen Ernst – und die heilige Wut, die kühl dosierte, aber feurige Wut, die wir von damals kennen. Nicht die Wut auf etwas Bestimmtes, nicht die Wut auf die Erwachsenen, auf uns, auf das Leben oder auf was

auch immer. Nein, die reine, unbestimmte, ziellose Wut, die Wut, die sich gegen sich selbst richtet, die uns nicht schlafen, nicht ruhen, nicht rasten liess.

Mit uns hat diese Wut nichts zu tun, sie trifft uns wie der Regen, gleichmässig, unterschiedslos, einfach, weil wir da sind. Nein, wir dürfen und sollen uns ändern – wir brauchen uns nicht treu zu bleiben, nichts an unserer Vergangenheit bindet uns. Unsere Vergangenheit, sie ist eine Frage, ein Versprechen vielleicht, aber kein Vertrag. Wir sollen sie nicht fortführen, nein, zu Ende bringen wollen wir sie.

Seht Ihn vor Euch, diesen Menschen, der Ihr damals wart. Diese ernsten Augen: sie wollen nicht, dass wir uns ändern, ihnen ist egal, wer oder wie wir sind, solange wir nur diesen Ernst in uns haben, diesen Ernst, der uns für sie empfänglich macht, der uns erlaubt, sie zu verstehen, und ihnen ermöglicht, sich in uns wiederzuerkennen.

Es ist nicht so wichtig, welche Kompromisse man macht. Wichtig ist, dass man nicht vergisst, dass es Kompromisse sind. Wichtig ist, dass man weiss, wo man steht, und weiss, dass man auch woanders stehen könnte, an einem anderen Ort, den es vielleicht nicht gibt, wohin vielleicht kein Weg führt, oder jedenfalls keiner, den man gehen kann, ein Ort allerdings, den wir brauchen, um uns von ihm her zu verstehen. Es ist nicht möglich, ein gutes Leben zu führen. Wir können nichts dafür, dass unser Bestes nicht gut genug ist. Niemand ist schuld, dass er nicht das Richtige macht. Ich will Euch nicht sagen, dass Ihr Euch ändern sollt, wer wär ich denn dafür. Nicht wir sind die Bösen, auch wenn wir auf ihrer Seite stehen, nicht anders als auf ihrer Seite stehen können.

Aber trotzdem: es sollte doch eigentlich so sein, dass alle leben können, alle genug zu essen haben, dass jeder Mensch Menschen hat, die er lieben kann, dass alle frei sind und machen können, was sie wollen – und wenn Ihr dies jetzt naiv findet, und lächelt, dann habt Ihr genau das nicht begriffen, was Euch diese ernsten Augen sagen wollen: dass es grosse, wichtige Dinge gibt, über die man nicht lächeln darf.

Als wir vor sechs Jahren in diese Wohnung einzogen, waren wir keine Kinder mehr. Aber so ganz erwachsen waren wir auch nicht, noch nicht so ganz unernst, aber nicht mehr so ganz ernst. Aber ja, wir waren anders als wir es heute sind, und nicht alles hat sich zum Guten geändert: auch wir vergessen leicht, was denn wirklich wichtig ist. Und deshalb möchte ich Euch etwas vorlesen, dass vor etwa 12 Jahren hier

in Bern geschrieben wurde, und an die Wände geklebt von Leuten, denen es mit allem, aber wirklich allem ganz unglaublich ernst war.

Ein zorniger Blick voran

Wir alle wissen, dass die Liebe wichtig ist, dass es die Liebe ist, was uns trägt, was uns fängt und was uns in den Himmel hebt, dass es die Liebe ist, worauf wir uns setzen, wenn wir nicht mehr stehen können. Aber die Liebe ist die *eine* Seite, und sie hat Geschwister. Zwei davon sind ihr ganz entgegengesetzt, ihre Gegenteile sozusagen, und von diesen möchte ich reden: von der Angst und dem Hass.

Von allen Gefühlen, ist die Angst das schlimmste. Ich meine, die blanke, tägliche Angst, nicht die Furcht vor der Klippe, der Respekt vor der Prüfung, oder das Unbehagen in Gesellschaft, nein, die Angst, die sich an alles klammert, was wir tun, die Angst, nicht zu genügen, nicht zu bestehen, nicht gut zu sein, die Angst, Sachen, Dinge, Spiele, Menschen zu verlieren und allein zu sein, die Angst, für die wir uns schämen, die uns lähmt und fügsam macht, die Angst, die uns gemacht wird, damit wir nicht merken, was passiert, damit wir nicht sagen, was wir denken, sondern kaufen, was man uns verkaufen will.

Diese Angst müssen wir loswerden, von dieser Angst müssen wir uns befreien, diese Angst müssen wir eindämmen, und dies können wir nur, wenn wir auch das andere Gegenteil der Liebe so ernst nehmen, wie es ernst genommen werden muss, wenn wir die Liebe, die wir haben, mit dem verbinden, was dazugehört, wenn wir dem Hass den Platz geben, der ihm gebührt. Der Hass ist, wogegen wir unsere Angst eintauschen sollen, was wir an ihre Stelle setzen, was uns erinnern soll, dass die Liebe nicht alles ist. Der Hass ist besser als die Angst, unendlich besser, und er macht uns nicht gefügig, sondern wach und aufmerksam und lässt uns denken. Der Hass ist produktiv, er frisst uns nicht, er lebt in uns, wie ein Flämmchen, das sich nährt, ein Licht, das uns die Sachen erhellt und uns die Welt so sehen lässt, wie sie ist. Nur mit dem Hass sehen wir richtig, wir brauchen ihn, um uns zu tragen, um uns, schlussendlich, von uns zu befreien.

Im Hass, wie in der Liebe, geht es nicht um uns. Der Hass, wie die Liebe, hat mit uns nichts zu tun, wir tragen ihn und reflektieren ihn,

spiegeln ihn wieder wie die farbigen Dinge das Licht. Wie für die Liebe, gibt es nichts, was wir für den Hass tun können, wir müssen ihn nur empfangen, ihn auskosten, in uns leben lassen: wir müssen ihn kennen, und hegen, und leben, um stark und frei zu sein.

Das Wichtigste aber ist es, keine Angst zu haben, und vor allem: sich keine Angst machen zu lassen. Nein, wir wollen nicht hören, was uns passieren kann, welche Gebrechen und Krankheiten es gibt, wie schlimm es um uns stehen wird, nein, diese Angst brauchen wir nicht und wir brauchen die Menschen nicht, die sie uns machen wollen. Wir brauchen Gegner, die wir hassen können, wir brauchen Zielscheiben für die faulen Eier in unserer Tasche; und wir finden unsere Zielscheiben, wir wählen sie, Menschen, die wissentlich das Falsche tun, die wir hassen können, nicht verachten oder belächeln, nein, einfach hassen, weil sie Böses tun. Es geht nicht darum, ob sie böse sind, oder vielleicht auch eine gute Seite haben: an ihren Taten erkennen wir sie, und für ihre Taten hassen wir sie.

Um keine Angst zu haben, um hassen zu können, so wie wir lieben, müssen wir frei sein. Wir müssen uns befreien, uns freimachen von der Angst.

Wir müssen nicht glücklich sein – das ist der erste Schritt zur Befreiung. Wir müssen nicht zu dem stehen können, was wir tun, nicht glauben, was wir sagen, den Wein, nicht das Wasser trinken, das wir predigen – das ist der zweite Schritt. Der dritte Schritt ist, zu sehen, dass wir keinen Platz finden müssen in der Gesellschaft: wir *sind* die Gesellschaft, und wenn wir sie nicht schon jetzt sind, bald werden wir sie sein. Wir müssen uns unseren Problemen nicht stellen, unsere Probleme stellen sich uns. Wir müssen das Anderssein der anderen nicht akzeptieren, wir müssen nicht tolerant sein, wir müssen niemanden ausreden lassen. Wir dürfen auf den Stuhl stehen und sagen, es reicht, ich hasse Dich. Leben und Lebenlassen, das ist die schlimmste Form von Egoismus. Es gibt Hände, die darf man nicht schütteln, auch wenn dies vielleicht was Gutes bewirkt. Man darf sie nicht schütteln, weil sie schmutzig sind, und uns schmutzig machen. Es gibt Menschen, die unseren Hass verdienen. Der vierte Schritt ist einfach: sich fallen lassen, sich gehen lassen, einfach leben. Es ist von allem was drin in uns, und von allem werden wir zuletzt was brauchen. Wir müssen die Augen öffnen, und sehen, dass es geht: es ist so einfach. Es ist möglich, unsere Haustüren offenzulassen, unsere

Aufmerksamkeit *allen* zu schenken, unser Geld und unsere Güter zu verteilen. Wir müssen unsere eigenen Ansichten nicht gelten lassen, wir können uns ändern, nicht wieder erkennen, und doch werden wir am Ende die sein, die wir schon immer waren.

Nur wenn wir frei sind, können wir hassen. Nur wenn wir hassen, können wir denken. Nur wenn wir denken, können wir leben. Nur wenn wir leben, können wir hassen, ihn in uns tragen, den feinen, klaren, gebündelten Hass.